

Sich selbst aufs Spiel setzen

Nennen wir sie Nora. Oder nennen wir ihn Norbert. Ihr wirklicher Name oder zu viele Einzelheiten seines Lebens würden sie der Öffentlichkeit preisgeben, aus dem Schutz des Rudels herausreißen. Sie fiel früh aus der Norm, schon vor der Schule. Irgendein Gen war bei ihr nicht angeknipst. Sie legte nicht die gleiche Zurückhaltung an den Tag wie andere in ihrem Alter. Sie galt als distanzlos, frech, unerzogen.

In der Schule saß sie auch in meinem Unterricht immer einzeln. Sie war nicht bedrohlich, im Gegenteil. Sie wollte meine Tasche tragen, bot sich für Dienste an. Aber sie war ungeheuer nervig und dauernd auf Sendung.

Sie wusste um ihre Andersartigkeit. Und verstärkte sie dadurch. Sie wusste um ihren Ruf und bemühte sich, ihn loszuwerden. Und wurde dadurch immer nerviger. Sie war der personifizierte Anfang. Dauernd fing sie etwas an.

In der Pubertät stellte sich heraus, dass genau diese Andersartigkeit eine Chance sein konnte. Während der Rest der Klasse wie ein Parkplatz voller Autos zur Tafel schaute, reagierte sie impulsiv. Sie lockerte die Lage auf, verkomplizierte oder entspannte sie – je nachdem. Aber es war nie langweilig. Und das schätzten die anderen. Die ja eigentlich das „Wir“ waren. Sie aber war „die Andere“.

Bei genauerem Hinsehen hätte man bemerken können, dass jeder in der Klasse anders war, genau wie sie. Nur setzte sie sich aufs Spiel. Das war der Unterschied. Sie suchte die Erfahrung. Sie glaubte, gut sein zu müssen, um die unerklärte Norm dieses Spiels erfüllen zu können. In ihrem Blick war immer dieser zweite Impuls, dieser Nachklang:

War ich okay? War es das, was du von mir brauchtest?

Gab ich ihr das Okay, folgte oft eine an Derbheit kaum zu überbietende Rückmeldung an den Rest der Truppe:

Seht her: Ich bin es!

Nervig eben.

Klassenfahrt, Schulfest, Sportfest, ein Notfall in der Schule – du konntest sie immer um einen Dienst bitten. Du musstest dich halt mit ihrer Art arrangieren. Aber wenn sie etwas machte, dann geschah etwas mit allen. Etwas kam in Gang.

Der Rest blieb weiter freundlich abwartend. Aber sie machte und tat. Derbe, ja. Aber nachhaltig. Sie sorgte lauthals dafür, dass die Sache auch wirklich gelang. Sie zog sich nicht zurück und sagte: Ich habe es doch versucht. Sie forderte andere heraus:

Komm, mach mit!

Vielleicht wird sie später einmal Chefin. Oder Vereinsvorsitzende. Oder einfach nur die Mutter der Kompanie. Eine Mutter jedenfalls, die hinschaut und die Dinge regelt.

Die anderen wären eigentlich auch anders. Aber bei ihnen war das Wir-Gen angeknipst. Sie wollten normal sein und wussten, wie man die Norm erfüllt. Sie hatten das „man“ intus. Sie waren der Parkplatz voller Autos mit den Zuschaueraugen. Und sie brachte das Leben auf die Bühne.

Aber Nora ist nicht das Thema. Oder jedenfalls nicht sie allein.

Pubertät ist die Zeit, in der es vor allem um das Politischwerden geht. Nicht um Parteipolitik. Nicht zuerst um Wahlen, Programme und Institutionen. Es geht um die viel ursprünglichere Frage: Wann und wo setze ich mich der Öffentlichkeit aus?

Ich möchte gesehen werden. Ich möchte gehört werden. Nach Möglichkeit so, wie ich wirklich bin. Dabei weiß ich selbst noch nicht genau, wer und wie ich bin.

Das ist die Lage des pubertierenden Menschen. Er sucht nicht nur im eigenen Inneren nach einer Identität. Er versucht, sich unter anderen ins Verhältnis zu setzen. Zu einzelnen Menschen, zur Gruppe, zur Familie, zur Schule, zu Bildern von Weiblichkeit und Männlichkeit, zu Erfolg, Schönheit, Stärke, Verletzlichkeit, Liebe und Macht.

Wie erscheine ich? Was löse ich aus? Wer antwortet mir? Und gehöre ich noch dazu, wenn ich mich gezeigt habe?

Die ersten Versuche müssen fast notwendig linkisch und proportionslos sein. Manchmal sind sie zu laut, manchmal zu stumm. Zu derb oder zu empfindlich. Zu lässig, zu angepasst, zu schrill, zu wissend. Ein junger Mensch stellt sich dar, bevor er schon wissen kann, wen er da eigentlich darstellt. Auch die demonstrative Unauffälligkeit ist eine solche Darstellung. Die Autos auf dem Parkplatz führen ebenfalls etwas auf. Sie spielen die Normalen. Sie haben nur gelernt, ihre Inszenierung so eng an das „man“ anzuschließen, dass sie nicht mehr als Inszenierung auffällt.

Die sozialen Medien scheinen für diese Versuche wie geschaffen. Sie bieten eine Bühne, Aufmerksamkeit und ein Publikum. Man kann ein Bild von sich herstellen, verbessern, wiederholen und kontrollieren. Und doch ist diese Bühne merkwürdig haltlos.

Sie kennt keinen sicheren Anfang und kein verlässliches Ende. Der Vorhang fällt nicht. Die Zuschauer gehen nicht nach Hause. Eine Äußerung bleibt auffindbar, ein Bild abrufbar, eine missglückte Pose kopierbar. Man kann beobachtet werden, ohne gesehen zu sein. Tausend Blicke können auf einem Bild ruhen, ohne dass ein einziger Mensch antwortet:

Ich habe dich erkannt.

Eine reale Bühne ist anders. Ich habe das an mir selbst erfahren. Schauspiel, Musik, Gottesdienst, die vorbereitete Rede – sie alle waren für mich Hilfen und Geländer der Selbstinszenierung. Die Bühne setzte mich einer Öffentlichkeit aus. Aber sie lieferte mich ihr nicht vollständig aus.

Es gab einen Beginn und ein Ende. Es gab einen Text, eine Rolle, ein Lied, eine Melodie, ein Thema. Etwas, an dem ich mich festhalten konnte. Ich musste mich zeigen, aber ich musste nicht behaupten, dass damit schon mein ganzes Selbst sichtbar geworden sei.

Ich war es, der dort stand. Und doch sprach ich Worte, die vorbereitet waren. Ich sang ein Lied, das auch andere hätten singen können. Ich spielte eine Rolle, die mich schützte und zugleich etwas aus mir hervortreten ließ.

Die Form nahm das Risiko nicht fort. Sie machte es begehbar.

Vielleicht ist das der Sinn einer Bühne: Sie gibt der Angst eine Gestalt. Sie zeigt mir, wo ich stehen kann, wann ich beginnen muss und wie ich nach einem Fehler weiterkomme. Sie erlaubt mir, einen Satz zu sprechen, obwohl meine Stimme zittert. Und sie erlaubt mir, nachher wieder abzutreten.

Meine Bühnenerfahrung wirkte später im Kollegium ähnlich wie Nora oder Norbert in der Klasse. Ich sah, wie Kolleginnen und Kollegen schwitzten, wenn sie vor Eltern sprechen sollten. Wenn sie in einem Schulgottesdienst nach vorn treten mussten. Und sei es nur für eine Fürbitte.

Fürbitte – das klingt so klein. Ein vorbereiteter Satz, vielleicht zwei. Einige Schritte zum Mikrofon. Lesen. Zurückgehen.

Aber dazwischen liegt die Öffentlichkeit.

Jemand löst sich aus der Reihe. Die anderen sehen ihn. Die eigene Stimme wird im Raum hörbar. Plötzlich ist nicht mehr nur der Satz da, sondern der Mensch, der ihn spricht.

Wer Bühnenerfahrung besitzt, hat nicht unbedingt weniger Angst. Er hat nur erfahren, dass die Angst nicht das letzte Wort behalten muss. Man kann mit ihr nach vorn gehen. Man kann ihr eine Form geben. Man kann anfangen.

Schülerinnen und Schüler zu diesem Wagnis anzuleiten, war deshalb eine der schönsten und erfüllendsten Aufgaben meiner pädagogischen Tätigkeit.

Es ging nicht nur darum, deutlich zu sprechen, ein Gedicht vorzutragen, ein Musikstück zu spielen, eine Rolle auszufüllen oder einen Gottesdienst mitzugestalten. Es ging darum, jungen Menschen eine Form anzubieten, in der sie unter anderen erscheinen konnten.

Sie sollten sich aufs Spiel setzen. Aber sie sollten nicht verspielt werden.

Ein guter pädagogischer Raum schützt junge Menschen nicht vor jedem Risiko. Dann bliebe nur die Übung, das korrekte Absolvieren, die Präsentation nach Bewertungsbogen. Er schützt vielmehr den Menschen, der ein Risiko eingeht.

Ein Schüler tritt nach vorn und spricht. Eine Schülerin spielt die erste Melodie. Jemand verhaspelt sich. Jemand trifft den Ton nicht. Jemand ist plötzlich viel lauter als bei der Probe. Jemand, von dem niemand es erwartet hatte, wird sichtbar.

In diesem Augenblick entscheidet sich etwas Politisches. Nicht daran, ob der Auftritt perfekt gelingt, sondern daran, wie die anderen antworten. Lachen sie den Menschen aus? Wenden sie sich ab? Bewerten sie nur die Leistung? Oder halten sie den Raum offen, in dem jemand begonnen hat?

Darin liegt die Kostbarkeit des jugendlichen Suchens. Junge Menschen erinnern eine Gesellschaft daran, dass niemand fertig in die Öffentlichkeit tritt. Dass jeder Anfang tastend ist. Dass Selbstwerdung nicht im geschützten Inneren vollendet wird, bevor ein Mensch sich anderen zeigt.

Wir werden, indem wir erscheinen. Und wir werden auch durch die Antwort der anderen.

Nora wusste das vielleicht deutlicher als ihre Mitschülerinnen und Mitschüler. Deshalb dieser zweite Blick nach dem Auftritt:

War ich okay? Darf ich noch hier sein? Hast du verstanden, was ich versucht habe?

Erwachsene haben gelernt, diese Fragen zu verbergen. Sie lassen sich nicht mehr so leicht ansehen, dass sie auf Zustimmung hoffen. Sie tarnen ihr Wagnis als Professionalität, Meinung, Pflicht oder Sachzwang. Aber die Frage bleibt. Sie ist in jeder Rede, in jedem politischen Vorschlag, in jeder Wortmeldung einer Bürgerversammlung, in jedem Einspruch im Kollegium, in jedem Menschen, der in einem Verein sagt: So können wir nicht weitermachen.

Wer spricht, setzt nicht nur einen Satz in die Welt. Er setzt sich selbst aufs Spiel.

Deshalb ist das jugendliche Suchen ein Mahnmal für die gesamte Zivilgesellschaft. Eine Demokratie lebt von Menschen, die hervortreten, anfangen und andere zum Mitmachen auffordern. Sie lebt aber ebenso davon, dass diese Menschen nicht sofort festgelegt, durchschaut, bloßgestellt oder aus dem Rudel gerissen werden.

Eine politische Gemeinschaft muss mehr können, als Sichtbarkeit herzustellen. Sichtbarkeit kann gnadenlos sein. Auch ein Pranger macht sichtbar.

Sie muss antworten können.

Im Film *Avatar* grüßen sich die Na'vi mit den Worten:

Ich sehe dich.

Es ist mehr als eine Mitteilung über einen Blick. Es ist eine Anerkennung. Ich nehme dich nicht nur optisch wahr. Ich erkenne an, dass du da bist und mir als jemand begegnest. Ich stelle mir vor, ich hätte diesen Gruß am Anfang jeder Stunde in meiner letzten Klasse eingeführt.

„Ich sehe euch.“ „Wir sehen Sie.“

Wahrscheinlich hätten sie gelacht. Sie hätten den Gruß gedehnt, ironisiert, verfremdet und irgendwann nur noch genuschelt. Vielleicht wäre er zu einem dieser Rituale geworden, deren Ernst sich hinter dem Spott verbirgt.

Aber er hätte eine Wahrheit ausgesprochen, die jeder Unterricht braucht: Ihr seid nicht nur eine Klasse vor mir. Keine Menge von Fällen, Leistungen, Störungen und Noten. Ihr erscheint hier als Menschen. Und auch ich stehe nicht unsichtbar vor euch. Auch ich zeige mich. Auch ich kann gelingen und scheitern.

Schade, dass mir das erst jetzt einfällt.

Manche Einsicht kommt, wenn die Bühne schon abgebaut ist.

Aber vielleicht bleibt die Formel. Für Schule, Kirche, Verein, Rathaus, Parlament und die vielen kleinen Orte, an denen Menschen den Mut aufbringen müssen, aus der Reihe zu treten:

Ich sehe dich.

Nicht: Ich habe dich durchschaut.

Nicht: Ich weiß nun, wer du bist.

Nicht einmal: Du hast alles richtig gemacht.

Sondern:

Ich habe bemerkt, dass du dich aufs Spiel gesetzt hast.

Du bist hervorgetreten.

Dein Anfang ist in unserer gemeinsamen Welt angekommen.

Ich habe dich gesehen.